

Liebe Leserinnen und Leser,

das zweite Heft des Jahres präsentiert sich mit insgesamt fünf interessanten Beiträgen, die wieder aus sehr unterschiedlichen Teilbereichen und Querschnittsfächern der Medizinischen Psychologie und Soziologie, unter anderem der Sozialmedizin, der Bildungsforschung und der medizinischen Organisationspsychologie kommen und so ein interdisziplinäres, vielfältiges methodisches und inhaltliches Wissen vermitteln.

Im Beitrag von Matthias Gustke et al. werden die zwei Instrumente Disabkids und Kidscreen zur Erfassung der gesundheitsbezogenen Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen in Hinblick auf die Änderungssensitivität bei chronisch kranken Kindern während einer stationären Rehabilitationsmaßnahme verglichen. Im Hauptergebnis zeigt sich, dass sich die Fragebögen hinsichtlich der Erfassung spezifischer Verbesserungen der Lebensqualität tatsächlich unterscheiden, was Implikationen für die Auswahl geeigneter Instrumente bei zukünftigen Studien zur Lebensqualität kranker Kinder und Jugendlichen hat.

Der Artikel von Axinja Hachfeld et al. widmet sich dem gesellschaftlich wichtigen Thema des Gesundheitsverhaltens beziehungsweise der Krankheitsprävention, speziell der ungesunden Ernährung und Inaktivität. Die hier vorgestellte Internet-basierte Interventionsstudie wurde zur Förderung beider Verhaltensweisen konzipiert. In der Analyse war ein primäres Ziel, den Zusammenhang dieser Gesundheitsverhaltensweisen zu untersuchen und wahrgenommene Zielkonflikte und -kohärenzen zu berücksichtigen. Hauptergebnisse waren eine positive Korrelation zwischen ernährungs- und bewegungsbezogenen Gesundheitszielen sowie vermehrte wahrgenommene Kohärenz, obwohl Zielkonflikte durchaus zu Beginn der Verhaltensänderung eine zentrale Rolle spielten. Diese interessanten Befunde sind für die Entwicklung geeigneter Interventionen zur Krankheitsprävention zweifelsohne sehr relevant.

Vor dem Hintergrund des erhöhten Risikos von Kindern psychisch erkrankter Eltern selbst Verhaltensauffälligkeiten oder psychische Störungen zu entwickeln, analysierten Johannes Jungbauer et al. die Zuverlässigkeit von Einschätzungen an Schizophrenie erkrankter Eltern hinsichtlich möglicher Entwicklungsstörungen bei ihren Kindern. Hierzu verglichen die Autoren die Ergebnisse der von den Eltern ausgefüllten Child Behavior Checklist und ein diagnostisches Interview mit den Kindern. Die Resultate zeigten, dass ein hoher Prozentsatz der untersuchten Kinder Verhaltensauffälligkeiten beziehungsweise mindestens eine

Diagnose im Sinne des DSM-IV aufwiesen. Der Vergleich der Instrumente zeigte eine moderate Übereinstimmung, so dass schlussfolgernd Elternfragebögen auch bei psychiatrischen Eltern als Screening einsetzbar sind.

Die Abhandlung von Lukas Gramm et al. befasst sich mit einem Thema, das nicht zuletzt auch für die medizinpsychologische Lehre sehr relevant ist, nämlich die Patienten-Behandler Interaktion. Mittels qualitativer Verfahren wurden die Erwartungen beziehungsweise Präferenzen der Patienten sowie die Kongruenz zu den kommunikationsbezogenen Einstellungen der Behandler analysiert. Die Ergebnisse zeigten die wesentlichen Erwartungen der Patienten auf (unter anderem Informationsvermittlung, Beantwortung von Fragen, Zeit). Darüber hinaus gab es Unterschiede der Patientenpräferenzen je nach Behandler- oder Indikationsgruppe. Nicht alle für die Patienten wichtigen Kommunikationsaspekte wurden auch von den Behandlern ebenfalls genannt. Diese Befunde sind wichtig zum Verständnis der Patienten-Behandler-Interaktion und damit auch zur Förderung eines patientenorientierten Kommunikationsverhaltens.

Im Beitrag von Christoph Abel et al. wurden am Beispiel des „Netzwerk Essstörungen im Ostalbkreis“ die Erfolgsbedingungen berufsgruppen- und institutionsübergreifender Kooperation in der psychosozialen Medizin aus Sicht der Akteure analysiert. Eine Auswertung problemzentrierter Interviews und Fragebögen zeigte, dass nicht die ökonomischen Interessen, sondern andere Motive für die Leistungserbringer ausschlaggebend waren. Die Einbindung in ein Netzwerk hatte Stress-reduzierende Effekte und erhöhte die Arbeitszufriedenheit. Insbesondere eine gewachsene Kooperationsstruktur scheint für den Aufbau eines Behandlernetzwerks geeignet zu sein. Obwohl die hier vorgestellten Ergebnisse möglicherweise nicht direkt auf andere Netzwerke übertragbar sind, so besteht doch erheblicher Forschungsbedarf zu den Determinanten erfolgreicher Zusammenarbeit in Netzwerken, die der vorliegende Beitrag exemplarisch aufzeigt.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß und Anregung beim Lesen!

Herzliche Grüße

*Ihre
Sigrid Elsenbruch
Schriftleiterin*